

Wissen ist Macht

Wöchentliche Beilage der Oberhessischen Volkszeitung

Nummer 13

Dienstag, den 31. März 1914

3. Jahrgang

Fiktive Werte.

Der Sozialismus beruht auf der Lehre vom Mehrwert, und diese wiederum setzt die Marxsche Lehre vom Wert voraus, die besagt, daß Wert einzig und allein durch menschliche Arbeit geschaffen wird. Die Wichtigkeit dieser Lehre läßt sich nur durch ein eindringliches Studium der wirtschaftlichen Tatsachen erkennen, das sich von der Oberfläche der Erscheinungen, wie sie uns das alltägliche Leben zeigt, schon beträchtlich entfernt. Nicht jeder hat dazu Zeit und Lust, und so kann es nicht Wunder nehmen, daß selbst bei manchem überzeugten Sozialisten doch nicht alle Zweifel an der Wichtigkeit dieser Theorie behoben sind. Scheint sie doch vielen Wirtschaftsvorgängern, die wir unausgesetzt erleben, gar zu krah zu widersprechen. Um nur ein Beispiel herauszugreifen: welche ungeheure Werte stecken nicht im Grund und Boden. Millionenumfänge werden dort täglich gemacht. Ja gerade diese Werte werden für ganz unvereinbar und unzerstörbar angesehen. Hypotheken, d. h. Anleihen, für welche der Grund und Boden verpfändet ist, gelten allgemein als die sichersten. Mag der Schuldner in Konkurs geraten, mag das Haus in Flammen untergehen, das Grundstück selbst bleibt doch immer erhalten. Folglich kann die Hypothek nie verloren gehen, so lange sie nicht den Wert des Grundstücks selbst übersteigt. Nun ist aber der Grund und Boden doch ganz gewiß nicht durch menschliche Arbeit geschaffen worden, muß also wohl sein Wert anderswoher rühren. Kann es dann richtig sein, daß Wert nur durch Arbeit entsteht?

Dieser Gedankengang scheint logisch, klar und unanfechtbar. Was haben die Vertreter des Sozialismus darauf zu erwidern? — Dies, daß hier ein falscher Schein vorliegt; daß der Grund und Boden in Wirklichkeit keinen Wert hat, wenigstens keinen größeren, als der etwa auf ihn verwendete Arbeit entspricht, und daß all die Millionen, die täglich im Terraingeschäft gehandelt werden, keine wirklichen, sondern nur „fiktive“ (d. h. erdichtete) Werte sind. Ist jemand im Besitz eines Grundstücks, das ein anderer notwendig braucht, so kann er ihn allerdings zwingen, dafür einen Preis zu zahlen. Das beweist aber nur, daß er sich von dem Käufer eine Summe wirklichen Wertes übertragen läßt; keineswegs beweist es, daß der Boden diesen Wert hat.

In wie hohem Maße der Wert des Bodens fiktiv ist, also sozusagen in der Luft schwebt, das zeigt sich ganz deutlich, wenn man einmal fragt, wonach denn die Höhe dieses Wertes sich bestimmt. Bei jeder realen, durch Arbeit geschaffenen Ware wirken zwar auch allerlei Nebenumstände mit auf den Preis ein, jedoch er hin und her schwankt, aber in der Hauptsache hat doch die Ware ihren Wert in sich. Zugrunde liegt bei der Bestimmung des Preises einer solchen Ware etwas Festes, Bestimmtes: die Herstellungskosten. Beim Grund und Boden dagegen — ebenso bei Börsepapieren usw. — liegt gar nichts Bestimmtes zugrunde. Die Höhe des Preises richtet sich hier einzig und allein nach dem Gewinn, den man daraus zu ziehen hofft. Daher können diese Preise — oder Werte — aus äußeren Anlässen ins Schwindel-erregende steigen oder auch fallen; ja sie können dem Besitzer unter der Hand in nichts zerrinnen. Ohne daß an dem Grundstück das geringste sich ändert, kann es urplötzlich 10, 20, 50, ja 1000 mal so viel „wert“ sein wie zuvor; ebenso plötzlich kann es aber auch völlig wertlos werden, je nachdem die Gewinnchancen des Besitzers wechseln. Was dafür bezahlt wird, ist eben nicht der Wert des Bodens, sondern es ist vor-

weggenommener und kapitalisierter Profit. Das heißt, wenn der Besitzer begründete Aussicht hat, durch Vermietung, Verpachtung oder sonst irgendwie den Benutzern des Grundstücks, sagen wir 20 000 Mk. jährlich, abzunehmen, dann stellt er etwa folgende Berechnung an: mein Kapital muß mir 5 Prozent Profit bringen; um 20 000 Mk. Profit zu kriegen, müßte ich demnach ein Kapital von 400 000 Mk. haben; da das Grundstück mir 20 000 Mk. einbringt, ist es ebenso viel wert wie ein Kapital von 400 000 Mk., es ist 400 000 Mk. wert. Sobald nun entweder die Gewinnchancen oder der Prozentsatz des Kapitalprofits wechselt, ändert sich damit auch der „Wert“ des Grundstücks, während bei jeder durch Arbeit geschaffenen Ware der Wert nur durch Änderungen ihrer Produktion, also der auf sie zu verwendenden Arbeit wechselt.

Gerade gegenwärtig gehen in Preußen Dinge vor, die den Bodenbesitzern handgreiflich zu Gemüte führen, wie wenig real, wie rein fiktiv der „Wert“ ihres Bodens ist. Bekanntlich hat die preussische Regierung dem Landtag einen Gesetzentwurf zur Besserung der Wohnungsverhältnisse vorgelegt. Die Besserung kann im wesentlichen nur dadurch erreicht werden, daß die Ausnützung des Bodens bei Wohnbauten eingeschränkt wird. Dann kann aber nicht so viel Gewinn herausgeholt werden, und sofort ist der „Wert“ des Bodens bedroht. Wie weit das geht, dafür haben die Gegner des Gesetzes folgenden Fall aus der Praxis mitgeteilt:

Am 6. September 1911 ordnete die Charlottenburger Polizei für ein bestimmtes Terrain eine neue Bebauungsweise an. Bis dahin durften fünfstöckige geschlossene Bauten mit Ausnützung von 75 Prozent der Grundstücke aufgeführt werden, jetzt gilt offene Bebauung mit nur drei Stockwerken und Ausnützung von nur 30 Prozent der Grundfläche. Was war die unmittelbare Folge? Der „Wert“ des ganzen Terrains sank mit einem Schlage bis unter die Hälfte! Ein Teil des Geländes, das aus einem Park bestand, war vorher verkauft worden, und zwar, weil der Käufer es parzellieren und zu Bauzwecken weiter verkaufen wollte, zum Preise von 350 Mark pro Quadratrunder. Das hatte bei 10 000 Quadratrunder Größe einen „Wert“ von 3½ Millionen Mark ergeben. Wie fast immer bei solchen Geschäften, war nur ein Teil der Summe bar bezahlt worden, für den Rest in Höhe von 2 600 000 Mk. wurden Hypotheken gegeben. Nun kam die neue Bauordnung, der Besitzer machte unweigerlich Bankrott, und der Zwangsverkauf brachte einen Preis von 1 773 000 Mark, sodaß längst nicht einmal die Hypotheken gedeckt wurden.

Fälle wie dieser, die das Vermögen des Terrainhändlers aus äußeren Anlässen entweder gewaltig anschwellen oder ins pure Nichts versinken lassen, bilden keine Ausnahme und zeigen wohl zur Genüge, was es mit dem angeblichen „Wert“ des Bodens auf sich hat.

Sozialdemokratische Bildungsarbeit.

Zu den zahlreichen bürgerlichen Zeugen für die Ueberlegenheit des sozialdemokratischen Proletariats als Kunstgemeinde gesellt sich eben Reinhard Buchwald, der in der Zeitschrift Tat schreibt:

Vor ein paar Jahren wurden rauh hintereinander zwei Dramen, von Eulenberg und Schmidtsonn, bei ihren Aufführungen vom Berliner Publikum abgelehnt, darauf aber in der Wiener Freien Volksbühne beifällig aufgenommen, und dies anerkennde Urteil hat sich mindestens in dem einen Fall — Eulenberg's „Natürlicher Vater“ — inzwischen als entschieden zutreffend

erwiesen. Wenn somit der Arbeiter kunstfönniger gewesen ist als der „Bourgeois“, so kann das verschiedene Gründe haben: er mag unbesangener gemerkt sein, unmittelbarer empfindend, nicht verdorben durch Vorurteile und Ansprüche einer literarischen Bildung; er mag im Zweifelsfall zu seinen geistigen Führern mehr Vertrauen gehabt haben als das bürgerliche Publikum zu seinen Theaterleitern und Journalisten, daß das, was ihm fremd war, deshalb nicht schlecht zu sein brauchte; es mögen sich auch, was damit zusammenhängt, die geistigen Führer der Arbeiterschaft der Verantwortung für die ihnen obliegenden Aufgaben bewußter und zugleich geschickter in ihrer Lösung, und deshalb auch erfolgreicher sein. Andererseits kann aber auch eine bloße Oberflächen- und Volksversammlungsbegeisterung mitsprechen und Freude an unordentlicher Bildung — Einwände, die der Verteidiger der Volksintellektuellen und der sozialdemokratischen Volksbildung jeden Tag zu hören bekommt.

Tatsächlich ist es hier auf eine Verteidigung abgesehen, und zwar ohne daß irgendwelche Beziehungen zwischen mir und der sozialdemokratischen Bildungsorganisation bestehen, jedoch habe ich etwa 10 Jahre lang alle hierher gehörigen Unternehmungen der Sozialdemokratie verfolgt und ihre Fach- und Tagespresse gelesen, kenne einigermaßen die entsprechenden bürgerlichen Bestrebungen und habe endlich, durch das Entgegenkommen des Leipziger Arbeiterbildungsinstituts und des Berliner Bildungsausschusses, Einblick in die Verwaltung erhalten, die hinter den imponierenden Einzelleistungen steht.

Die Leistungen in ihrem Wert zu verkennen, dazu gehört freilich ein ganz tüchtiges Teil Unkenntnis oder Hebelwollen. Man braucht ja nur die Feuilletons der sozialdemokratischen Presse anzusehen, um sich davon zu überzeugen. Ich stelle als Beispiel zusammen, welche Romane die sozialdemokratische Leipziger Volkszeitung in den letzten Jahren gebracht hat: Girindberg, Das rote Zimmer — W. W. Jacobs, Hafenstürme — Tolstoj, Der Teufel — J. Kalfas, Die Kinder des Borns — J. J. Pielland, Menschenwege — M. Greinz, Gertrud Sonneneber — E. Lagerlöf, Silfencronas Heimat — Ottomar Carkina, Momm Lebensknecht — C. Remonnieur, Der eiserne Moloch — Hermann Kurz, Die Guten von Gutenberg — Walzac, Oberst Chabert — W. v. Molo, Die 3 Teile des Schillerromans — J. Kalfas, Urzeitnacht — M. Andersen-Nerö, Das Glück usw. . . Wir wissen, daß ein prinzipiell gewolltes und systematisch eingehaltenes Axiom weder im Liberalismus noch im Konservatismus noch im Katholizismus begründet ist, während bei der Sozialdemokratie dieses liberarische Axiom gewollt und erreicht ist. Auf diesen Gegensatz des Programms kommt es aber noch mehr an als auf den des Werks.

Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse im Bibliothekswesen. Die meistgelesenen Bücher der Arbeiterbibliothek Leipzig-Plagwitz, Lindenau-Schleussig waren im Jahre 1909: Vexerlein, Rena oder Sedan; Keller, Der grüne Heinrich; Ebner-Eschenbach, Erzählungen, Gemeindefind, Votti. Neben den 23 Arbeiterbibliotheken besitzt Leipzig nun noch 7 nationale Bibliotheken, die vom „Verein für Volkswohl“ unterhalten werden. In dessen Jahresbericht für 1911, der statistisches Material wie das obige nicht enthält, finden sich immerhin die folgenden Sätze: „Vielgelesene Werke mußten sogar mehrere Male neu eingestellt werden, darunter auch die der bekannten Gartenlaubenschriftsteller. Es wird niemand im Ernste behaupten wollen, daß das Lesen ihrer Erzählungen sittlich oder ästhetisch bedenklich sei. Auch unsere heutigen jungen Mädchen finden noch an „Goldbelle“ oder an „Geheimnis der alten Mansjell“ den gleichen Gefallen, den einst ihre Mütter und Großmütter an ihnen gefunden haben. Gottfried Keller, W. Maabe, Th. Wischer, der natürlich auch verrietene sind, werden wohl nicht jedermanns Sache werden.“

Zu den Leistungen der Presse und der Bibliotheken kommen andere: die Unterrichtskurse, Ausstellungen von Jugendliteratur und Wandschmuck, Kammermusikabende, Konzerte, Beratung der Vereine bei ihren Festprogrammen, Theatervorstellungen usw. Ueberblicken wir alle diese Bestrebungen, so kann man ungefähr ein Bild der Methode geben, nach der von der Sozialdemokratie Volksbildung betrieben wird. Der erste Hauptatz heißt dabei: Darbietung des Guten. Föricht ist der Einwurf, mit dem man diese Tatsache zu verkleinern sucht, daß nämlich die Arbeiter mit Kritik auch vorliebnehmen würden. Nun, um so größer ist die Tat der Führer, daß sie ihrem Publikum trotzdem nur Gutes bieten. Und weiterhin darf darauf hingewiesen werden, daß dem Arbeiter doch offenbar noch literarisch Wertvolles zu rein naiver Freude vorgeföhrt werden kann, daß er sich an großen Dichtungen noch unterhalten und vergnügen kann, während die Leser anderer Blätter und Bibliotheken sehr rasch rebellieren, wenn ihnen statt der gewohnten Kost einmal etwas Besseres zu lesen zugemutet wird.

Die Darbietung des Guten reicht freilich allein nicht aus. Außer der Tageskritik über das Theater bietet die Presse vor Volksvorstellungen und Konzerten vorbereitende Aufsätze, ja die Buchhandlung Vorwärts bringt unter dem Titel „Die Volksbühne“ eine Folge von Einföhrungen in Dramen und Opern heraus. Da die Beste auch im Buchhandel für je 10 Pfg. zu haben sind, kann ich jedermann nur empfehlen, sie zu benutzen; sie sind das Beste, was es in dieser Art heute gibt.

In diesen Wänden, wie in der Presse, wie in allen Kundgebungen, der Einleitung zu einem Verzeichnis von künstlerischem Wandschmuck, in Blattschlägen „Wie soll man lesen?“, in einer umfangreichen Bibliothek von „Entwürfen zu Vorträgen mit Lichtbildern fällt überaus angenehm der Mangel an der herablassenden Popularisiererei auf, die namentlich die geistliche Volksbildnerlei so anstandslos und tantentast macht. Alles, was man zu lesen be-

kommt, hat Eigenart; es ist populär, weil es durchdacht, klar und gediegen ist. Die bahnbrechenden wissenschaftlichen Bücher sind ja aus denselben Gründen im allgemeinen die verständlichsten ihres Faches. Infolgedessen macht sogar eine Einföhrung in einen sozialdemokratischen Jugendschriftenkatalog einen viel männlicheren Eindruck als die durchschnittliche Schriftstellerei „fürs Volk“.

Bisher ist immer von Kunst die Rede gewesen, als ob — was uns Bürgerlichen freilich sehr nahe liegt — ästhetische Kultur gleich Kultur überhaupt sei. Jedoch ist es eine Eigentümlichkeit sozialdemokratischer Bildungsarbeit, daß die Kunst trotz aller Arbeit, die man an sie wendet, im Lebensganzen immer auf den ihr zukommenden Raum beschränkt bleibt. Die mir zugänglichen Programme betonen immer wieder: Kunst ist Genuß, Erholung; diese müssen veredelt, vergeistigt werden, sind aber nicht das einzige Geistige und Edle am Menschen. Die Statistiker der Bibliotheken legen großen Wert auf das Verhältnis zwischen belletristischer und wissenschaftlicher Literatur, und trotz des Ueberwiegens der ersteren in den Entleihungen, scheidet die letztere doch immer noch besser ab als in bürgerlichen Bibliotheken. Noch besser haben die Führer das, was sie wollen, bei den wissenschaftlichen Wanderkursen in der Hand, die durch 7 Redner ständig gehalten werden.

Hier kommen wir zu dem Punkt, wo sich auch diejenigen, die zu ziemlich viel Zugeständnissen bereit sind, von den sozialdemokratischen Bildungsbestrebungen lossagen. Alles, was wir bisher rühmten, erscheint plötzlich doch nur als glänzende Nebenwirkung, das Ganze aber erscheint bloß als Mittel zum Zweck, statt Kulturbildung zeigt sich Parteibrill. Dagegen glaube ich, daß dieses Stück zwar geeigneter ist, dem Nichtsozialisten politisch Brauen zu machen, daß dagegen die Kulturbedeutung der geschilderten Bestrebungen dadurch eher gewinnt als verliert. Tatsächlich leistet außer der Sozialdemokratie keine andere Partei Kulturarbeit — höchstens das Zentrum, resp. die mit ihm verbundenen und mit ihm identischen Weltanschauungsträger, nämlich der Katholizismus im München-Gladbacher Verband und sonst . . .

Wir müssen uns wohl oder übel daran gewöhnen, daß dort eine große geistige Bewegung ihren Weg geht, ohne uns nötig zu haben. Und hier liegt noch ein anderer Gegensatz vor: die sozialistische Bildungsbewegung ist keine Volksbildung von oben nach unten, kein gnädiges Spenden und keine Volksbeglückung, sondern eine Kraft, die von unten nach oben strebt. Unser ganzes soziales und pädagogisches Denken geht aber noch von oben nach unten. Ich glaube dagegen, daß unsere Aufgabe heute eine andere ist, für den einzelnen wie für das ganze Bürgertum, nämlich auch Selbsterziehung von unten nach oben.

Gegen den Alkohol.

Die Alkoholfrage und der Wiener Internationale Sozialistenkongreß.

Bericht der belgischen Arbeiterpartei zur Alkoholfrage, erstattet von Emil Vandervelde.

Die Debatte über die Alkoholfrage auf unserem Wiener internationalen Kongreß wird wieder einmal die Anhänger der „Mäßigkeit“ und die der Vollenthaltensamkeit auf den Plan bringen. Natürlich kann kein Sozialist vor den Verheerungen des Alkoholismus die Augen schließen und die Notwendigkeit einer energischen Aktion gegen diese fürchtbare Geißel verkennen. Aber viele Genossen, ja die große Mehrheit halten die Vollenthaltensamkeit für eine Narrheit oder eine Unmöglichkeit. Sie unterscheiden zwischen Gebrauch und Mißbrauch. Sie glauben eisenfest, daß ein wenig Alkohol nicht schade; im Gegenteil. Sie bestechen energisch auf dem Vergnügen, manchmal ein „gutes Glas“ zu nehmen. Und, was schlimmer ist, sie sind von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die direkte antialkoholische Aktion fast unmöglich sei, da im kapitalistischen System die Arbeiter, überanstrengt und unterernährt, sozusagen naturnotwendig zum Alkoholverbrauche gedrängt seien. Unsere Auffassung ist die entgegengesetzte. Vom Internationalen Bureau als einer der Berichtstatter über die Alkoholfrage bestellt, werde ich in meinem Berichte an den Wiener Kongreß folgende Sätze entwickeln:

1. Der Alkohol ist ein Gift, ebenso wie Morphium und Arsenik.
2. Abgesehen von einer Verordnung als Medikament, kann von einer Unterscheidung zwischen Gebrauch und Mißbrauch nicht die Rede sein: ein geringer Gebrauch bringt wenig, ein reichlicher viel Uebel.
3. Alle alkoholhaltigen Getränke — einschließlich Bier, Wein, Obst- und Beerenwein — sind schädlich. Der Grad der Schädlichkeit hängt vor allem von dem Alkoholgehalt ab. In vielen Ländern verursacht die Alkoholisierung durch Wein oder Bier mehr Unglück, als die durch Spirituosen.

4. Es ist nicht wahr, daß unter dem kapitalistischen System, alle schlechten Arbeits- und Daseinsbedingungen vorausgesetzt, die Arbeiter notwendig zum Alkoholgenuß gezwungen sind. Im Gegenteil haben gerade die Ärmsten das größte Interesse, keine Getränke zu verzehren, die teuer sind, fast keinen Nährwert, ja im Gegenteil ein gefährliches Gift enthalten.

5. Wahr ist, daß die schlecht genährten, schlecht wohnenden, in jeder Hinsicht übel behandelten Arbeiter mehr als die anderen geneigt sind, in der alkoholischen Betäubung Vergessen ihrer Leiden und ihrer Unruhe zu suchen. Folglich ist die Verbesserung der Daseinsbedingungen des Proletariats eines der wirksamsten Mittel zur Bekämpfung des Alkoholismus.

6. Aber neben dieser indirekten Aktion ist die direkte notwendig. Und die Erfahrung lehrt, daß diese direkte Aktion nur dann ernsthafte und dauernde Ergebnisse zeitigt, wenn sie von Leuten geleitet wird, die durch das Beispiel wirken, die durch die Tat Propaganda machen und, ohne gegen andere von äußerster Strenge zu sein, sich selbst völlig und streng aller alkoholhaltigen Getränke enthalten; inbegriffen Wein, Bier und andere gegorene Getränke.

7. Die sozialistischen Abstinenzvereine müssen neben ihrer allgemeinen alkoholgegnerischen Aktion sich die Organisation der Propaganda im Innern der Partei selbst zur Aufgabe machen, namentlich auf die jungen Genossen wirken, ihre Kollegen überzeugen, daß die niederdrückende, lähmende Wirkung des Alkohols die Kampfkraft des Proletariats vermindert und, wenn sie einen gewissen Grad erreicht, es zu jeder zähen und andauernden Anstrengung unfähig macht. Man denke ferner an die Mittel, die durch die Alkoholausgaben der Arbeiter den politischen und wirtschaftlichen Organisationen entzogen werden.

8. Ueberall, wo Genossen oder Gruppen, z. B. Genossenschaften, an der Erzeugung oder dem Absatz alkoholischer Getränke interessiert sind, dürfen die Abstinenzorganisationen keine Anstrengung scheuen, dieses Uebel einzuschränken. In Belgien müssen sie z. B. energisch dahin wirken, daß das Verbot des Verkaufs starker Getränke in den Volkshäusern immer strenger durchgeführt wird.

9. Auf dem Gebiete der Gesetzgebung schließlich müssen sie die Partei zur Bekämpfung des Alkoholkapitals in allen seinen Formen anleiten. Die anzuwendenden Mittel, von der Einschränkung der Verkaufsstellen bis zum vollen Alkoholverbot werden naturgemäß von Land zu Land verschieden sein und von den schon erzielten Erfolgen der alkoholgegnerischen Propaganda abhängen. Ueberall aber schuldet die Partei es sich selbst, in der ersten Reihe derer zu stehen, die die Selbstbefreiung der Arbeiter von den Alkoholerzeugnissen und -Händlern wollen.

Das sind unsere Sätze. Viele werden sie sicher übertrieben und „extrem“ finden. Solche Entschiedenheit ist notwendig. Mit dem Alkoholismus verhandelt man so wenig wie mit der Pest oder der Cholera. „Mäßigkeit“ ist nicht am Platze, wo es sich um ein Gift handelt. Alle, die es mit der „Mäßigkeit“ versucht haben, wissen, daß ihr propagandistischer Wert völlig null ist. Nur die Vollenthaltenheit wirkt selbst auf jene, die selbst nicht soweit gehen. Neun Jahre persönlicher Erfahrung in dieser Hinsicht haben mir eine unerschütterliche Ueberzeugung gegeben. Könnte ich sie nur einer wachsenden Zahl unserer Freunde mitteilen!

Ein Auto in der Minute.

In der Automobilfabrik Ford in Detroit, die 25 000 Arbeiter beschäftigt, werden im Jahre 200 000 billige Automobile (zu 550 Dollar) erzeugt. Der Inhaber hat für die Arbeiter eine sehr bedeutende Lohnerhöhung und eine Gewinnbeteiligung im größten Maßstab eingeführt. Im Punkt hat Walter Rüst die einzigartige Größe des Betriebes mit folgenden Aphorismen zu veranschaulichen versucht:

Was morgen im Theater gegeben wird, verschwindet schattenhaft vor dem Riesenschaukel, das aus diesem trockenen Sage steigt. Zunächst: 25 000 Arbeiter, Pruy hat mehr, auch die A. G. O., der

„Phoenix“, Gelsenkirchen, und noch manche andre deutsche Unternehmungen haben mehr. Immerhin: stellen wir uns diese 25 000 Arbeiter vor, in einer Reihe aufgestellt. Und neben dieser Reihe eine andre Reihe: die zweihunderttausend Automobile, die von diesen Fünfundzwanzigtausend im Jahre 1913 geformt wurden: eine zierne Riesenschlange neben einer dünnen Katter. Wie ungeheuer reißt sich das Werk hinaus über den, der's schaut! Da schaffen die Fünfundzwanzigtausend. Schau dir von einem seine beiden Hände an. Sieh, diese beiden Hände greifen aus ins Erzbergwerk, greifen hinunter in die Erde an die Kohlenflöze, greifen hinüber an die Wasserkraftturbine, die die Treibkraft liefert, und baden und singern diese Dreieck Eisen, Kohle, Kraft zusammen zu acht blinkenden Autos im Jahre. Acht Autos und zwei Hände, Freund. Und zusammen sind es zweihunderttausend Autos. Eine Fünftelmillion. Nein, die in einer Reihe aufgestellt, vermagst du nicht zu übersehen. Auch nicht von einem tausend Meter hohen Turme. Wie du auch in die Ferne spähen magst — den Lindwurm mit zweihunderttausend Automobilgelenken verklärt die Erdkrümmung —, der Lindwurm schmiegt sich an acht Breitgrade, wenn er still liegt.

Aber die zweihunderttausend Automobile haben die Fordfabrik nicht an einem Tage verlassen, um geschlossene Massenmärsche auszuführen; sondern an jedem der dreihundert Arbeitstage im letzten Jahre haben sich die Tore der Fabrik geöffnet, um nur jedesmal eine fliegende Kolonne von 670 Autos in die Welt zu senden. „Nur“ sechshundertsechzig Autos im Tage. Das sind arbeitsmäßig sechzig Autos. Das ist ein Auto in der Minute. Der trockene Satz gewinnt ein sonderbares Leben: Jede Minute spießt jene Fabrik ein Auto in die Welt.

Verweilen wir einen Augenblick bei diesem Wilde! Schauen wir auf den Sekundenzeiger. Jetzt fängt er seinen Kreislauf an bei sechzig: Tid, tid . . . aus den Martinsöfen schließt geschmolzener Stahl. Tid, tid . . . die Walzen türtschen; Stäbe regnet es und Bledde. Tid, tid . . . die Stanzmaschine stößt und wirft diese Teile aus und auf zu Pfeilern. Tid, tid . . . Pressen ädzen, Federn schnurren, Holzgen fliegen, Schrauben drehen sich. Tid, tid . . . tausend Teile nieten sich zusammen, ein Pinsel streicht und Abfuhrprüfer prüfen. Tid, tid . . . Benzin fließt ein, der Geist der Arbeitsstätte haucht den Wagen an . . . hrrrr, er schnurrt . . . Platz da, die Tore auf! . . . Tid . . . Halt, was willst du denn? Der Zeiger steht ja auf sechzig! Das nächste Auto ist jetzt an der Reihe. Tid, tid . . . aus den Martinsöfen schließt geschmolzener Stahl . . .

Lassen wir nun das Zählen, es macht schwindlig. Schauen wir uns lieber das Gesamtergebnis an ihm Jahre: Auf tauend Wegen laufen zweihunderttausend Autos, die den Stempel 1913 tragen. Schauen wir hinein . . . wer sitzt darin?

Ja so: da wehen keine grünen Damenschleier. Da sitzt keine beschauliche Behäbigkeit auf Postern. Der in diesem Auto fährt, ist kein Vergnügungsmann. Nein, das ist ein Mann der Arbeit. Ford hat keinen Ehrgeiz in bezug auf Luxusautos. Ford überläßt die Städte seiner Konkurrenz. Ford liefert seine Zweihunderttausend an das platte Land der Farmer. Zweitausend Mark das Stück.

Die Weizenfelder rauschen von der Atlantis zum Stillen Ozean — hoch steht der Oaser vom Missouri zu den Seen — starr stehen die Kolben gelben Maises vom Ohio nach dem Mississippi — weiß quillt es aus den Baumwollstauden von Louisiana — und zwischen Weizen, Oaser, Mais und Baumwollstauden schießen die zweihunderttausend Autos emsig hin und her auf einer Fläche, die so groß ist wie Europa. Darinnen sitzt der Farmer an Steuer und fährt inspizierend seine weiten Felder ab. Darinnen sitzt er und bringt die Saat hinaus. Darinnen sitzt und fährt er seine Arbeitsleute auf das Feld. Darinnen fährt er seine Frucht zu Markt.

Unaufhörlich fliegen die zweihunderttausend Automobile durch das arbeitsdampfende Land, wirre Wege hin und zurück. Und ziehen sie nicht Häden hinterher? Schiebt es nicht von hunderttausend Häden Kreuz und quer übers Land?

Ja, sie schlingen sich und knüpfen sich und weben den Teppich der Arbeit auf dem platten Lande. Und die surrenden Webeschiffchen, die den Teppich weben helfen, schießen alle aus einem Punkte in das Gewebe, aus der einen Fabrik. Die Fünfundzwanzigtausend Hände der Landwirtschaft und bauen mit an hunderttausend Aekern. Und die Hunderttausende von Landarbeitern draussen sind im Grunde Industriearbeiter und bauen mit an zweihunderttausend Automobilen.

Der Graben zwischen Industrie und Landwirtschaft ist künstlich. Es wird Zeit, ihn zuzuschütten.

Aus unserer Sammelmappe.

Die Les. Aus dem Inhalt der nächsten Nummern der Les: Wilhelm Bölsche: Der goldene Stern, ein naturwissenschaftliches Gedicht; Theodor Ebel: Die Stimme des Volkes, ein allegorisches Märchen; Rudolf von Delius: Uebergang zur Neuzeit, eine philosophische Abhandlung; E. G. Kallenberg: Anton Bruckner, eine kurze Lebensbeschreibung; Heinrich Versch: Gebichte eines Kesselschmieds; Heinrich Berkaulen: Hans Heiners Fahrt ins Leben, eine Geschichte; Otto Sauer: Poese und Sage im Bergbau; Alice Buhre: Aus einem russischen Irrenhaus; F. A. Hohmöller: Bäume im März, eine naturwissenschaftliche Abhandlung; Heinrich von Kleist:

Ergögliche Anekdoten; Fritz Müller: Kleine Geschichten. — Man sieht schon aus dieser kurzen Aufzählung, daß die Zeise eine reichhaltige und vor allem auch eine vielseitige Zeitschrift ist, die nachdrücklich empfohlen werden kann. Bemerkenswert sei, daß die Zeise trotz der bis jetzt von keiner andern ähnlichen Wochenschrift erreichten Billigkeit ihren Abonnenten jährlich vier schöne Nachbeigaben spendet. Wer die Zeise noch nicht kennt, lasse sich von der Geschäftsstelle der Zeise, Stuttgart, Ludwigstraße 26, einige Gratisprobenummern kommen.

Die wahre Größe des Weltalls. So wie sich der Begriff von „viel“ im Gegensatz von „einige“ dadurch herausgebildet hat, daß die meisten Menschen nicht imstande sind, auf den ersten Blick mehr als sieben Einheiten desselben Dinges zu erfassen und damit rechnerisch zu operieren, ist auch der menschliche Verstand nicht imstande, in Wirklichkeit Vielheiten, die über vierstellige Zahlen gehen, sich klar vorzustellen. Schon die Vorstellung „hunderttausend Tage“ erscheint uns ganz unschätzbar und erst in rechnerisch vergleichender Arbeit wird uns klar, daß noch kein Mensch hunderttausend Tage erlebt, da sie 276 Jahre ausmachen und des Menschen Leben normalerweise überhaupt nur 25 000 Tage beträgt, was erst einen richtigen plastischen Begriff von der Höhe der Zahl 25 000 gewährt.

So sind denn alle Zahlen, mit denen die Astronomie arbeitet, überhaupt unvorstellbar, und nur durch Exemplifikationen können wir uns annähernd die Dimensionen des Weltalls zu Gefühlsbringen. Ein ganz reizendes Modell hierfür findet sich in S. Newcomb's Astronomie und sollte, soweit es sich verwirklichen läßt, wenigstens allen Schülern einmal im Schulgarten gezeigt werden.

Wenn wir aus dem Weltall nur unser Sonnensystem herausgreifen und seinen Maßstab so verkleinern, daß man die Erde durch ein Senfkorn darstellen kann, dann ist der Mond dagegen wie der 3-Punkt dieser Druckschrift und etwa 3 Zentimeter von der Erde entfernt. Die Sonne aber befindet sich dann in zehn Meter Entfernung und ist im Verhältnis so groß wie ein Apfel. Man sieht also, daß die Sonne so groß ist, daß in ihr der Mond ganz bequem um die Erde kreisen könnte. Die übrigen Planeten sind teils riesengroß, teils wären sie unsichtbare Körnchen wie der Mars. Von der Sonne aber wären sie vier bis dreihundert Meter weit entfernt. Unser Sonnensystem, in dem die Erde durch ein Senfkorn und die Sonne durch einen Apfel markiert ist, entspräche also einem Kreis von 600 Meter Durchmesser. Nun entspricht die Entfernung des nächsten Fixsternes im Verhältnis zu unserem Modell einer Distanz, die weit über Europa, in dessen Mittelpunkt wir unser Sonnenmodell denken wollen, hinausreicht! Ja, wenn wir uns unser Modell in den Mittelpunkt unseres Erdballs denken, dann würde ein Raum so groß, wie er erst zwei bis drei Fixsterne enthalten! Der ganze Fixsternhimmel, so weit wir ihn kennen, wäre wieder mehrere tausendmal größer, er reichte auch bei so einem Modell über unsere Vorstellungskraft. Und in einem solchen Weltgebäude schwebt die Erde: ein Senfkorn in unermeßlichen Räumen, ein Trabant unter nicht aussprechbar vielen.

Lebendig gebärende Pflanzen. An der Westküste von Ceylon spiegeln einige große Seen den blauen Tropenhimmel wieder. Sie liegen im Lande drin, aber nicht so weit vom Meere, daß nicht oft das Rauschen der Brandung herüberdrönte. Auch sind sie mit dem Ozean verbunden und das Wasser, das sie enthalten, ist etwas salzig, ist Brackwasser. Viele kleine Inselchen steigen aus dem blauen See Spiegel auf, mit dichter bunter Vegetation sind sie besetzt, so daß sie wie Blumensträuße wirken.

Es ist sehr reizvoll, im leichten Boot auf diesen Seen umherzufahren. Leise glucksend schlagen die Wellen an den langsam vergleitenden Rahn, hier und da springen Fische plätschernd aus dem Wasser. Am blauen Himmel schweben Raubvögel, manchmal fliegt auch ein Reiher mit schön gebogenem Hals vorbei. Nähernt man sich einer der Inseln, so kommen einem wie Vorposten die prächtig blau-grünen Bieneufresser entgegen, um mit einem Insekt im Schnabel auf ihren Standort zurückzukehren. Und nun ist das Boot an den ersten Pflanzen angelangt. Aber das Land ist noch fern. Auf hohen Stelzenwurzeln wandern die grünen Sträucher und Bäume weit in das Wasser vor, wie auf einem Pfahlrost liegt die lippige Blätterlast, und schaut man unter ihr hinweg, so sieht man weit, weit noch schwarzes Wasser leise sich bewegen.

Es ist die Mangrovevegetation, die eine derartig eigenartige Lebensweise entwickelt hat. Die Mangrovebäume sind an wechselnde Wasserströmungen, an Ebbe und Flut und auch an die Brandung

angepaßt. Tief im See auf ihren Stelzenwurzeln stehend, bleiben sie auch noch im Wasser, wenn dieses weit vom Lande zurückweicht, und wenn Wogen rauschend daherkommen, so laufen sie unter dem Pfahlrost hindurch, die eigentlichen Baumstämme mit den großen, lichtgrünen, lederartig dicken und in der Sonne glühenden Blättern bleiben unberührt. Das Merkwürdigste ist aber, daß auch die Vermehrungsweise der Mangrove an derartige Wasserhältnisse angepaßt ist.

Wlickt man hinauf zu dem Astgewirr der Mangrove, so sieht man hier und da lange Schoten von den Zweigen herunterhängen. Es sind das die Früchte der eigenartigen Pflanzen, aber die eigentliche Frucht stellt nur der obere Teil der Schote dar, der die Gestalt einer kleinen Birne hat. Aus dieser Frucht ragt ein langer, brauner Stab hervor, der sich unten etwas verdickt, um schließlich in einer Spitze zu enden. Das ist der „Keimling“, eine neue junge Mangrovepflanze, die noch an der alten hängend sich zu solcher Größe — bis 1 Meter — entwickelt. Der Keimling trägt an seinem oberen, in der Frucht stekenden Ende, ein besonderes Sanguorgan, mit dem er sich die notwendigen Nahrungstoffe aus der Frucht hervorzieht. So wächst er lange Zeit, an der „Mutter“ zehrend heran, bis er schließlich vermöge seiner Schwere abfällt und nun sich auch sofort wie ein Pfahl in den weichen Seegrund einbohrt. Schon nach wenigen Stunden verankert er sich durch Bildung von Seitenwurzeln noch fester. Und jetzt können die Wogen kommen, die junge Pflanze steht sicher da und widersteht jedem Anprall. Während also sonst die Pflanzen sich mittels des Samens vermehren, der lange keimen und sich sehr verändern muß, ehe er der Mutterpflanze gleicht, so verläßt bei der Mangrove der Keim schon als fertige Pflanze den mütterlichen Organismus, aus dem er lange noch Nahrung gezogen hat. Darum spricht man bei der Mangrove mit Recht von „Lebendig Gebären“.

Die Einwirkung des Blutes auf Eiweißstoffe. Die Eiweißstoffe unserer Nahrung, die aus winzig kleinsten Einzelteilchen (Molekülen) Eiweiß bestehen, werden bei der Verdauung mit Hilfe von Gemischen Stoffen des Magen- und Darmsaftes so verändert, daß aus den einzelnen Eiweißmolekülen kleinere Einzelteilchen entstehen, zuerst Peptone, dann immer kleinere Bruchstücke, endlich die sog. Aminosäuren. Diese saugt das Blut aus dem Darm, aus ihnen baut sich der Körper sein Eiweiß, sein ihm eigenes Fleisch und Blut wieder auf. Wenn nun Eiweiß nicht resorbiert, sondern direkt ins Blut gespritzt wird? Dann ist dieses Eiweiß dem Blute fremd, es gehört nicht hinein, der Körper beseitigt es schleunigst als störenden Fremdkörper. Dazu ist er gezwungen, die Exkretion zu vergrößern, die Verdauung im Blut selbst vorzunehmen. Freilich fehlen im Blut die nötigen Gemischen Stoffe, die Fermente, die Schlüssel zum Aufschließen des Eiweißes. So bildet sie sich das Blut — wunderbarerweise — nur für diesen einen Zweck. Jedes Eiweiß hat aber sein besonderes Ferment zum Aufschließen nötig: das tierische Eiweiß anderes als das der Pflanzenfrüchte, das Muskelweiß anderes als das des Käsestoffes, ja das Fleisch des Kindes anderes als das des Hais oder Kaminchens. Ja, so „spezifisch“ sind die Fermente abgestimmt, daß das Ei des Huhnes ganz andere Verdauungsfermente nötig hat, als dessen Fleisch, oder etwa das Ei der Tauben. Wenn also ein bestimmtes Eiweiß ins Blut gespritzt, aufgeschossen, abgebaut, zertrümmert wird, dann muß sein bestimmtes ganz spezifisches Ferment im Blut vorhanden gewesen, vom Körper gebildet sein. Darauf baut Abderhalden eine ganz neue Methode zur Erkennung von gewissen Veränderungen im Körper. Er sagt so: wenn ich in das Blut Saft einer Krebsgeschwulst spritze, so wird dessen Eiweiß verdaut durch ein im Blut sich bildendes, spezifisches, Krebsweiß verdauendes Ferment. Umgekehrt, wenn ich in dem Blut irgend eines Menschen ein — sonst nicht vorhandenes — Ferment finde, das Krebszellen, und nur diese auflöst, so muß dessen Blut schon Bekanntschaft gemacht haben mit Krebs, so muß irgendwo im Körper ein Krebsherd sitzen, von dem Krebsweiß ins Blut gelangen konnte. So könnte man Krebs erkennen, bevor sonst irgend ein Anzeichen davon festzustellen wäre! — Bei der Schwangerschaft bilden sich schon in den ersten Tagen Eiweißstoffe der sich entwickelnden Frucht, die dem Blute fremd sind. Sie treten ins Blut, und der Körper bildet zur Abwehr sofort seine Fermente. Umgekehrt, wenn im Blut einer weiblichen Person solche Fermente sich nachweisen ließen, die dieses bestimmte Eiweiß der wachsenden Frucht angreifen, dann müßte diese Person eben eine solche Frucht in sich bergen. Dieser schwierige Nachweis solcher „spezifischen“ Fermente ist Abderhalden gelungen. Dadurch gewinnen seine Versuche eine große praktische Bedeutung. Hier ist ein neuer Weg gewiesen, von dem manche Fortschritte für die Heilkunde zu erwarten sind.